Der Sonntagsgast.

Jahrgang 20. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 39.**

Der Schwur.

Kriminalskizze von Paul Block.

Der Untersuchungsrichter schob seine Brille zurecht und drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke. Ein Schutzmann trat in das Zimmer. „Führen Sie den Gefangenen herein!“ sagte der Richter, indem er ein starkes Aktenheft vor sich niederlegte.

Ein paar Minuten später öffnete sich die Thür, und der Gefangene trat mit langsamen, schleppenden Schritten herein; er ging bis dicht an die Barriere vor, legte die Hände auf das Gitter und wartete.

Hinter ihm, auf einen Stuhl an der Wand nahm der Schutzmann Platz.

Der Gefangene war ein junger Mensch; er trug in seinem bartlosen Gesicht tief eingegraben die Spuren des Lasters und cynischer Gemeinheit.

„Sie leugnen noch immer?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich habe nichts zu gestehen,“ antwortete der Bursche heiser. „Man soll mich doch endlich laufen lassen; es ist doch eine Gemeinheit, einen Menschen, der nichts gethan hat, so lange festzukriegen.“

Der Untersuchungsrichter ließ ihn ruhig reden; er spielte dabei mit seinem Taschentuch und warf nur zuweilen einen ruhigen, prüfenden Blick auf den Mann vor der Barriere.

„Wie heißen Sie?“ fragte er dann plötzlich.

Der blasse Bursche lachte gurgelnd auf.

„Das sag' ich nun schon das vierte Mal! Oskar Walther. Geboren irgendwo zwischen Chemnitz und Leipzig. Mein Vater war Kesselflicker. Ich bin nicht gemeldet, weiß nicht, ob ich getauft bin. Ich zog immer so herum, bald allein, bald mit Anderen. Zuletzt war ich zwei Jahre in Belgien. Jawohl, das war ich. Ich spreche auch französisch. Ich kann das beweisen. Weiter weiß ich von nichts, Herr Rath, nicht einmal, weshalb ich noch immer hier festgehalten werde.“

Der Untersuchungsrichter rieb seine Nägel mit dem Taschentuch.

„Ich will Ihnen mal was sagen, Oskar Walther! Das ist alles Schwindel, was Sie da erzählen. Sie sind in der Nacht zum 18. Juli in der Nähe des Hauses Mühlstraße 37 aufgegriffen, zwei Tage, nachdem die alte Frau Behling in diesem Hause mit einem Messer ermordet wurde. Sie wurden abgefaßt, als Sie auf einen Prellstein gestiegen waren und versuchten, in die Wohnung des Küsters Jacobi, die in demselben Hause liegt, und wo die Fenster offen waren, hinein zu sehen. Was wollten Sie dort? Sie sagen, Sie waren neugierig, weil Licht in den Fenstern war. Ich sage Ihnen, Sie wollten hören, ob die Leute von dem Mörder sprachen. Denn Allen, die jene alte ermordete Frau gekannt haben, war es von vornherein ziemlich klar, daß der Thäter kein Anderer sein könne, als Hans Jacobi, der Sohn des Küsters von St. Marien, der seit fünf Jahren verschollen ist.“

Der Gefangene schüttelte den Kopf, wie ein Mensch, der sich vor Staunen gar nicht fassen kann.

„Dann müßte mich doch Einer von den „Allen“ erkannt haben,“ sagte er mit unverkennbarem Spott.

Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln.

„Jeder hat Ihre Aehnlichkeit mit dem Jacobi festgestellt. Mehr kann man nicht verlangen. Ein Junge von fünfzehn Jahren und ein Mensch von zwanzig sind eben verschieden, namentlich wenn fünf Jahre Ihres Lebens dazwischen liegen. Aber das brauche ich ja Ihnen nicht zu sagen: Sie sind raffinirt genug, um das selbst zu wissen.“

Der Gefangene machte ein Gesicht, das den Ausdruck vollkommener Blödheit trug. Er weinte beinahe.

„Ich bin nicht so!“ stöhnte er. „Ich habe doch nichts gethan! Ich kann nicht einmal ein Huhn abmurksen. Das ist wahr. Das kann ich beschwören.“

Er schnüffelte mit der Nase und drückte die Augen zusammen, als wenn er die Thränen zurückdrängen wolle.

Der kleine dicke Richter sah ihn gleichgiltig, mit dem Ausdruck einer beinahe humoristischen Spannung an. „Lassen Sie nur, Jacobi!“ sagte er dann. „Oder wollen Sie lieber Walter? Es lohnt nicht; ich glaube Ihnen doch nicht, daß Sie weinen können. Und ich werde Sie schon kriegen, seien Sie überzeugt davon!“

Der hagere Bursche änderte sein Gesicht sofort; er wurde wieder frech und cynisch. „Rauskriegen kann Keiner was, denn es giebt nichts. Lassen Sie mich in Ruh' mit Ihrem Jacobi! Was geht mich die verrückte alte Jungfer an!“ — „Woher wissen Sie denn, daß die alte Frau Behling — so hieß sie in der Nachbarschaft allgemein — eine alte Jungfer war?“

Der Gefangene zog den Kopf zwischen die Schultern. „Ach Gottegott! Auf die Art! Das hab' ich man so gesagt! Gar nichts weiß ich von dem alten Weib!“

„Auch nicht, daß Sie vor fünf Jahren, gerade als Sie durchgingen, schon einmal bei der alten Frau einbrachen und sie um zweihundert Mark bestohlen haben? Deshalb gingen Sie doch weg, denke ich, trotzdem die Behling Ihrem braven Vater versprochen hatte, keine Anzeige zu machen.“

Die Barriere klapperte und knarrte, so riß der Mensch an ihr herum.

„Ich weiß von alledem nichts!“ schrie er. „Sie müssen wohl Einen haben, sonst würden Sie mich hier nicht so quälen! Das ist 'ne Ungerechtigkeit, ungerecht ist's! Und ich laß mir das nicht gefallen! Brauch' ich nicht! Nein!“

Er hatte sich so in Wuth geredet, daß der Schutzmann aufstand und einen Schritt vortrat; aber der Richter winkte ab. „Es ist gut, Hofer, er wird sich schon geben!“ und er drückte noch einmal auf den elektrischen Knopf.

„Führen Sie den Mann aus dem Zeugenzimmer herein!“ sagte er zu dem eintretenden Boten.

Der Gefangene wandte den Blick schielend nach der Thür. Gleich darauf wurde er, nur einen Augenblick, aschfahl.

Ein kleiner, älterer Mann im schwarzen Rock trat in's Zimmer. Auf der linken Brust funkelten ein paar Kriegsdenkmünzen, in der Hand trug er einen abgegriffenen Cylinder. Auch er hatte den Gefangenen beim Eintreten angesehen, aber er wandte sofort den Blick wieder ab und schritt militärisch bis an die Brüstung vor.

„Sie sind der Küster Jacobi?“ fragte der Richter.

„Zu Befehl! Otto Friedrich Jacobi!“

„Sie konnten bisher in der Behling'schen Mordsache nicht vernommen werden. Sie hatten um Aufschub gebeten. Weshalb?“

Er that, als ob er in den Akten blättere. Der Zeuge sah ihn betroffen an.

„Ich hatte es angegeben!“ sagte er dann rauh. „Ich mußte meine Frau begraben.“

Der Blick des Untersuchungsrichters flog zu dem Gefangenen hin, aber der rührte sich nicht; er war nur noch etwas bleicher geworden. — „Richtig, da steht es ja! Ihre arme Frau ist gestorben. Die Aufregung über das entsetzliche Ereigniß hat ihr wohl den Rest gegeben. Mein Beileid, Herr Jakobi! Und nun, bitte, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihren Schmerz noch verstärken muß. Aber Sie haben ja Kriege mitgemacht und wissen, daß es da kein Erbarmen giebt. Ich bin immer im Kriege, lieber Herr Jakobi! Sehen Sie sich mal den Gefangenen an, kennen Sie ihn? Drehen Sie sich um, Sie!“ Die letzten Worte galten dem Burschen vor der Barriere, der eine halbe Wendung in's Dunkel gemacht hatte. Der Küster Otto Friedrich Jakobi richtete sich auf und sah den Gefangenen an; in seinem Gesicht zuckte kein Muskel, nur seine Augen traten etwas hervor, als sie den Blick des Mannes suchten, in dem er seinen Sohn erkennen sollte. Der stand erst mit gesenktem Kopf da, aber bald sah er frech dem Zeugen in's Antlitz. — „Na?“ fragte er cynisch.

Der Küster schüttelte den Kopf. „Ich habe den Menschen niemals gesehen!“ erklärte er dann ruhig.

Der Gefangene lachte hell auf und stieß dann roh hervor: „Das ist Ihnen mal vorbei gelungen!“

„Schweigen Sie!“ befahl der Richter ärgerlich. Er wandte sich zu dem Zeugen und sah ihn bittend und mahnend an.

„Herr Jacobi!“ sagte er, „Sie sind ein achtbarer, braver Mann. Sie haben auf dem Schlachtfelde Ihre Pflicht gethan, und jeder Ihrer Bekannten weiß, daß Sie immer ein musterhafter Bürger waren. Bedenken Sie! Hier handelt es sich um die Sühne eines furchtbaren Verbrechens. Sie dürfen kein falsches Mitleid haben — mit Einem, der Ihnen doch verloren ist, so oder so! Sehen Sie sich den Mann noch einmal an.“

Der kleine Zeuge reckte sich in den Schultern.

„Mitleid!“ sagte er verächtlich. „Mit einem solchen Kerl? Und wenn's zehnmal mein Sohn wäre! Aber ich kenne den Mann nicht!“

Diesmal sah er den Gefangenen nicht an.

Der Richter faltete die Hände und schüttelte den Kopf; er überlegte einen Augenblick.

„Erzählen Sie mir doch mal, wie Ihr Sohn fortging!“ sagte er dann.

Der Küster Jacobi rieb an seinem Hut herum. Er sah auf den Deckel, als stände die Geschichte da geschrieben, und sprach hastig, heiser, in abgebrochenen Sätzen:

„Ist nicht viel zu erzählen. Er ist durchgegangen. Er war unser Einziger. Als er geboren wurde, da hätte es meiner Frau beinahe das Leben gekostet, und die Hebamme sagte: „Das wird ein Grenadier, Herr Jacobi!“ Wird ein Grenadier, hat sie gesagt, aber er ist — was Anderes geworden! Bis zum elften Jahre ging es; er hat einen hellen Kopf gehabt und war immer der Erste. Dann kam er mit ein paar älteren Lümmeln zusammen, na, und dann — dann ging's immer so weiter. Er hat gestohlen, das ist wahr. Ich hätte ihn auch angezeigt, so wahr Gott im Himmel.... aber die alte Frau Behling wollte es nicht. „Lassen Sie man, Jacobi,“ sagte sie, „ich kann's verschmerzen! Gott wird schon helfen!“ hat sie gesagt. Und dann war er fort. Ich hab' ihr das Geld allmälig bezahlt. Von ihm hab' ich nichts mehr gehört. Gehohlen hat er, das ist wahr. Aber so—so ein Mo—Mord—“ er stockte und nickte vor sich hin, fuhr aber gleich wieder fester fort. „Nie hätt' er's gethan, denn er war gutmüthig im Grunde. Und wenn er's doch gethan hätte—“

Herr Jacobi wandte sich ein wenig und sah den Gefangenen schweigend an; dann richtete er den Blick wieder auf den Zylinderdeckel.

„Dann hätt' er's nicht überlebt,“ vollendete er dann heiser. „Aufgehängt am Hemd oder so.... das hätt' er.... ganz gewiß.... gemacht.“

Der Untersuchungsrichter stand auf, seine Augen musterten hinter der Brille hervor die beiden Männer mit einem kalten, ernsten Blick. Dem Küster stand der Schweiß auf der Stirn; der freche Gefangene war ganz still.

Der Schutzmann im Hintergrunde erhob sich von seinem Stuhl und trat neugierig einen Schritt näher. Er sah mit einem Ausdruck gutmüthigen Mitleids auf den kleinen Herrn Jacobi, als ob er bei sich dächte: Wie schwer muß es dem Manne sein, hier so vor den Schranken zu stehen!

„Der Mann ist also nicht Ihr Sohn, Herr Jacobi?“ fragte der Richter.

„Nein!“ entgegnete der Zeuge.

„Sie wollen es beschwören?“

„Ja!“

„Dann werde ich Sie vereidigen. Heben Sie die rechte Hand auf, und sprechen Sie mir nach!“

Der Gefangene richtete sich ein wenig auf und sah den Küster an. Otto Friedrich Jacobi erhob ruhig die Hand.

„Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden,“ sagte der Richter die Eidesformel vor. — „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden,“ wiederholte der Küster Jacobi—„die reine Wahrheit zu sagen,“ — „die reine Wahrheit zu sagen,“ — „nichts zu verschweigen,“ — „nichts zu verschwei —“

Da fiel der Gefangene in die Knie. „Schwöre nicht, Vater!“ schrie er heiser, „ich war's, Herr Rath, ich habe die Frau ermordet.“

Fahrendes Volk.

Plauderei von P. G. Heims.

Es hat immer noch einen gewissen romantischen Klang, das Wort „fahrendes Volk,“ wenn auch in Wirklichkeit den dreimalhunderttausend Stromern, die täglich durch Deutschland hindurchstrolchen sollen, meist verzweifelt wenig Romantik anhaftet; denn viele sind heruntergekommene und verdorbene Gesellen. Und doch giebt es unter ihnen einzelne, die uns gefallen können, Kerle mit einem gewissen unverwüstlichen Humor, die „nicht todt zu kriegen sind,“ und denen das Leben hell aus den Augen blitzt. Ueber ihren sonstigen sittlichen Werth soll damit nichts gesagt sein.

So schwebt mir Einer vor, der in den siebziger Jahren durch die „Mecklenburgsche Schweiz“ strolchte. Er hatte auf dem Gutshofe gegessen, mit den Mägden einige derbe Scherze gemacht und zog nun, den Eichenstock durch die Luft wirbelnd, seiner Straßen weiter; ein stämmiger, rothbackiger Geselle mit krausem Haar, der seine Sach' auf nichts gestellt hatte.

Da hört er hinter sich das Schlagen von Hufen und sieht sich um. Es ist der „Landreiter,“ der seinen Patrouillendienst macht. Unbekümmert geht der Bruder Strabinger weiter und pfeift sich ein Liedchen. — Nun hat ihn der Gensdarm eingeholt, und während das Pferd in Schritt fällt, sieht er sich den vergnügten Wandersmann scharf an. Der sieht ihn wieder an, zieht seinen höchst mangelhaften Filz und grüßt höflich: „Mahlzeit, Herr Gensdarm!“ Streng schaut der ihm in's Gesicht: „Hat Er Papiere?“ tönt die Frage. „Jawohl Herr Wachtmeister!“ Und er greift in sein zerrissenes Wams und bietet einige traurig aussehende Papierfetzen dar.

„Viel, aber in Ehren jebraucht, Herr Wachtmeister!“ sagt er vergnügt. Nach kurzer Musterung erhält er seinen Dokumentenschatz zurück mit einem gestrengen: „Hm!“

„Hat er Subsidienmittel?“ fragt der Landreiter ernst und gewichtig.

„Nu, freilich, Herr Wachtmeister, Det klimpert ordentlich!“

Er hält in der Hand zwei kupferne Dreier dar.

„Hm! Wo will Er denn damit hin?“

„Nach Berlin, Herr Wachtmeister. Sie glooben dat nich? Bitte, gucken Se mir 'mal an! Ick bin doch 'n hübscher und vertrauenerweckender Kerl, was? Un sehen Se, wenn ick so zu 'ner Herrschaft komme und sage: „Ach, bitte, pumpen Se mich doch 'n Dahler uff mein ehrlichet Jesichte“ — was wollen Se wetten, Herr Wachtmeister — sie thut et gleich! Und pumpen darf ick mir wat; nich wahr? Aber betteln — Jott bewahre! Dat thut meiner Mutter Sohn nich!“

„So, Nu komme Er man 'mal mit nach Besedow zum Herrn Gerichtsschreiber, das ist mir doch nicht recht sicher mit ihm!“ bricht der Landreiter das Verhör ab.

„Mit 'n jrößten Vergnügen!“ sagt der Bursche, „dat kann mich blos 'ne Ehre sind, in Ihrer Begleitung zu jehen. Denn man los!“

Der Gendarm murmelt etwas in den Bart, und eine Zeit lang herrscht Schweigen. Der Bursche pfeift leise und vergnügt vor sich hin.

Mit einem Male hebt der Gesell den Blick und schaut dem Landreiter aufmerksam in's Gesicht.

„Herr Wachtmeister,“ fängt er an, „Sie jefallen mir! Aber leid thun Se mir ooch. Sie haben so 'ne geele, ungesunde Jesichtsfarbe. Sehen Se, dat kommt blos von det jute Leben. Un sehen Se mir 'mal an: 'n Kerl, wie 'n Eiche, wat? Sehen Se, det kommt davon, dat ick meine tägliche Bewegung habe; Se sollten man ooch zu Fuß zu jehen! Un nachts — na, da kriechen Se natürlich in die Federbetten, dat se Ihnen man so über'n Kopp zusammenschlagen, un alle Fenster dichte zu! Nee, ick mache det anders! Ich lege mir int jrüne Gras in 'n Chausseegraben un decke mir den Magen mit Gras zu, und dann schlafe ich Ihnen wie so 'n Bär, und wenn ick aufwache, dann bin ick fidel wie 'ne Lerche; so sollten Se 't man ooch machen —“

„Maul halten!“ unterbricht ihn unhold der Gensdarm.

„Ja, wen nich zu rathen is, den is nich zu helfen!“ murmelte der Wanderbursch. Und wieder wird es eine Weile still, bis sie zur Gerichtsstätte gekommen sind. Der Gensdarm stellt seinen Begleiter vor und der Sekretär nimmt ihn in's Verhör.

„Nichts zu machen! Laufen lassen!“ sagt er lächelnd.

„Na, ick wußte es ja!“ sagt der Wanderbursch vergnügt; „aber nu habe ick noch 'ne Bitte an so 'n charmanten jungen Herrn, wie Sie sind; sehen Se 'mal,“ und dabei streckt er den Fuß vor, an dem ein merkwürdig desolater Stiefel schlottert, „viere gucken durch 't Leder; haben Sie nich 'n paar olle Stiefel vor mir —“

„Halt!“ schreit da der Gensdarm, „nu hat er gebettelt, nu arretire ich ihn!“

„Herr!“ ruft der Stromer und richtet sich zu seiner ganzen Höhe auf, „ick denke nich daran, ich bettle nie! Abkoofen wollte ick dem Herrn die Stiebeln!“

„Was? Mit Ihren zwei kupfernen Dreiern?“ fährt der ihn an.

„Wenn Sie Ihre olle Stiebeln dafür nich verkoofen wollen, dann behalten Sie se man alleene!“ sagt er mit Würde und wendet sich zum Gehen. Verdutzt sehen sich die beiden Anderen an.

Da kehrt er noch einmal um und tritt zum Gensdarmen.

„Ick will Sie übrigens noch wat sagen, beginnt er hochmüthig und stützt sich rückwärts an seinen Stock; „'n ander Mal, wenn Se mit 'n anständigen Menschen sprechen, dann steigen Se jefälligst von 't Pferd; dat jehört sich so! Aber dat wissen Sie wohl nich. Sie sind woll ans kleener Familie!“

Sprach's und verschwand mit langen Sätzen.

Der Gensdarm wollte hinterher.

„Lassen Sie den nur,“ sagte der Sekretär lachend, „der Hallunke ist Ihnen über! Schnäpschen gefällig?“

Brummend und fluchend steigt der Gensdarm vom Pferd, und der Bruder Stromer zieht pfeifend seiner Wege. —

Ganz unfreiwilliger Weise zum „fahrenden Volk“ in des Wortes eigenster Bedeutung wurde ein armer Schornsteinfegergeselle in Hamburg zur Zeit der Cholera. Der ging in seinem schwarzen Habit ruhig seiner Straßen auf irgend ein Dorf hinaus, da hörte auch er sich Pferdegetrappel, und wie er genau hinsah, erkannte er eines jener Hülfsfuhrwerke, die damals mit zum Transport der Choleraleichen benutzt wurden. Diesmal war es ein alter Bäckerwagen aus Eisenblech, vor den sie vier Pferde gelegt hatten, die vom Sattel aus gefahren wurden. Beim Näherkommen des ungemüthlichen Fuhrwerks erkennt er in dem Kutscher einen Bekannten.

„Du, Krischan,“ beginnt er, „lat mi doch 'n bet'n mitfahren; ick hew noch so 'n gräsig langen Weg!“

„Nee, min Jung,“ sagt der Rosselenker, „dat geiht nit an; ick hew dor Choleraliken in, un denn warst Du dod! Adjüs! Hüh!“

Und im Trab geht es weiter. Da sieht der Schornsteinfeger, daß die Thür des Wagens auf- und zuklappt. Schnell benutzt er die Gelegenheit und schwingt sich rücklings auf den Wagen und läßt die Beine hängen. Aber die scharfe Eisenkante des Wagens schneidet ihm in die Kniekehlen, und behutsam zieht er die Beine nach. Da faßt ein Windstoß die Thür und wirft sie zu, und die Feder schnappt ein. Da sitzt der Unglückliche plötzlich in dunkler Nacht und lehnt entsetzt gegen eine Anzahl von Särgen. Nun faßt ihn aber doch die Angst, und er fängt an wüsten Lärm zu machen. Dumpf hört der Kutscher das Schreien hinter ihm im Wagen und da packt auch ihn das Grausen. Er haut auf die Pferde, im Galopp geht es dem Kirchhof zu und schon von Weitem winkt er den Grabarbeitern. Der Wagen hält vor dem Thor — die Thür wird aufgerissen, die schwarze Gestalt des Schornsteinfegers, der durch die entsetzten Arbeiter bricht und querfeldein rennt, fort von der Stätte des Grausens, wie von Furien gejagt. Aber da ruft der Kutscher vom Sattel herunter:

„Nee, holt min Jung! so geiht dat nich! Dörtein (13) heww ick kreegen, un dörtein mutt ick afliefern!“

Aber der Verkannte lief wie wahnsinnig weiter, und stumm schauten die Leute einander an. Dann gingen sie kopfschüttelnd und gleichmüthig an die Arbeit.

So stirbt der Humor des Volkes auch in den trübsten Zeiten nicht.

Wie Schiller sprach —

Diese Frage wird mancher Leser sehr leicht beantworten zu können glauben: Schiller sprach eben, wie er schrieb, das ist doch selbstverständlich. Das ist nun freilich keineswegs selbstverständlich, und es trifft auch bei Schiller gar nicht zu, ebensowenig wie bei irgend einem anderen Dichter. Zu Schillers und Goethes Zeit war der Schauspieler Anton Gnast Regisseur am Weimarischen Hoftheater. Sein Sohn Eduard Gnast, gleichfalls Schauspieler, berichtet in seinen Memoiren auch über die Thätigkeit seines Vaters in dieser Stellung. Als in Weimar, erzählt er, am 14. Mai 1800 zum ersten Male Shakespeares „Macbeth“ in Schillers Bearbeitung gegeben wurde, steigerte sich der Beifall von Akt zu Akt, und namentlich war es der Darsteller der Titelrolle, der Schauspieler Voß, der das Publikum begeisterte. Nach dem zweiten Akt eilte Schiller auf die Bühne. „Wo ischt der Voß?“ fragte er, und dann, als dieser ihm entgegen kam, umarmte er ihn und sagte: „Nein, Voß! Ich muß Ihne sage, meischterhaft, meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritten Akte um!“ Voß dankte dem Dichter, worauf dieser sich an den Regisseur Gnast wandte: „Sehe Sie, Gnascht, wir habbe Recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Versch gesproche, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich.“ Ein andermal, als ein Schauspieler Heide, der trotz mehrfacher Mahnungen Goethes immer wieder in den höchsten Tönen seines Organs deklamirte und heftig mit den Armen gestikulirte, Schiller bei einer Probe seine Gründe dafür auseinandersetzen wollte, rief dieser zornig: „Ei was! Mache Sies wie ichs Ihne sage und wies der Goethe habbe will! Und er hat Recht, es ischt ä Graus, das ewige Vagire mit dene Händ und das Hinauspeife bei Rezitation.“

Schwäbische Gemüthlichkeit.

Aus Heilbronn wird der „Straßb. Post“ geschrieben: Wäre die Geschichte nicht aktenmäßig festgestellt, und wärs nicht mein leibhaftiger Vetter, dems passirte, man sollte dieses Meisterstück schwäbischer Gemüthlichkeit kaum für möglich halten. Die Sache ist nämlich die: Sendet besagter Vetter an einem Samstag, Mittags 2 Uhr, von seinem Wohnsitz in E. aus einen Expreßbrief nach dem Städtchen A. bei L. In dem Brief, der regelrecht gegen 4 Uhr in den Händen des Empfängers sein mußte, bittet er diesen, ihm sofort Antwort zukommen zu lassen, die in diesem Falle anderen Morgen 8 Uhr dann in seinen Händen sein müsse. Der Morgen kommt, aber kein Brief. Es wird 10 Uhr, endlich gegen 10½ Uhr kommt die ersehnte Antwort als Telegramm. Und das war so gegangen: Der Brief war ordnungsgemäß um 4 Uhr in A. angekommen. Gerade an diesem Abend aber regnete es ziemlich stark, und der Herr Postmeister konnte im ganzen Gebäude keinen—Regenschirm für den Postboten auffinden. So ließ er denn den Brief ruhig liegen und gedachte ihn am anderen Morgen mit den gewöhnlichen Briefen austragen zu lassen. Unglücklicherweise aber verschlief sich auch noch der Postbote an diesem Sonntag Morgen, und so kam es, daß ein Expreßbrief von E. nach A., der sonst drei Stunden zur Expedition braucht, dieses Mal just einen Tag hierzu in Anspruch nahm. Der barmherzige Herr Postmeister hat die Sache selbst zu Protokoll gegeben und dafür von unserer Generaldirektion als Zeichen besonderer Anerkennung ein Weihnachtsgeschenk erhalten, das er nicht unter den Christbaum legte.

Ein Zeitbildchen.

Unser Schnellzug hat in Station W. einige Minuten Aufenthalt. Zwei Mitreisende steigen aus und belegen, da sie wiederkommen wollen, ihre Plätze. Inzwischen steigt aber in das vollgesetzte Coupé zum nicht geringen Erstaunen aller übrigen Mitreisenden, welche den Eindringling höflich darauf aufmerksam machen, „die Plätze seien besetzt,“ sehr gemächlich ein englisch aussehender Herr ein, und läßt sich breitspurig nieder. Mr. B. scheint deutlich verstanden zu haben, als der erste Ausgestiegene seinen Platz wieder einnimmt; mit geheimer Freude aber warten Alle auf den Augenblick, wo der Zweite, ein biederer Deutscher, der nicht so aussieht, als ob er sich etwas gefallen lassen würde, eintreten soll. Er kommt und erklärt Mr. B., „er habe diesen Platz belegt gehabt.“

Mr. B. radebrecht einige unverständliche Worte und bleibt sitzen.

Verwundert sieht sich unser Mitreisende um, und den seltsamen Fahrgast der Länge nach an und „Ach, — Sie sind Engländer!“ entfährt es ihm wie in plötzlicher Erleuchtung.

Verhaltene Fröhlichkeit auf Seiten der Anderen, Zornesgluth auf der des Einen!

Dessen Zunge aber hatte sich gelöst: „Oh, ßie uollen mir uohl Höflichkeit lehren?“

„Oh nein! Die wird Ihnen jetzt in Transvaal beigebracht!“

Schallende Heiterkeit und herzlicher Beifall war die Folge. Mr. B. aber hatte genug. Der britische Löwe schlich von dannen.

Alte belgische Urkunden.

Seit undenklichen Zeiten existirt auf dem Rathhause in Brüssel eine große Menge alter Urkunden, die auf dem Speicher ungeordnet durcheinander lagen. Erst jüngst fand eine vorläufige Sichtung des reichen Materials statt. Neben Gerichtsakten aus dem ganzen 18. Jahrhundert verdienen verschiedene Sammlungen hervorgehoben zu werden, die auf die Finanz-, Wirthschafts- und Kriegsgeschichte Bezug haben. Das Militärarchiv enthält Urkunden über die Feldzüge Ludwigs XIV. und XV. in Belgien und über die Belagerung von Brüssel 1695 und 1708 und gibt interessante Aufschlüsse über die Verproviantirung und den Transport der Truppen. Die Brüder Yvens, zwei große Brüsseler Bankiers, standen an der Spitze der Militärintendanz, die damals "Les equipages du Brabant" hieß. Ihre Rechnungen und Correspondenzen geben ein anschauliches Bild von der damaligen Organisation des militärischen Proviantwesens, namentlich während der Belagerung von 1761. Ferner gewähren die Archive des Schatzamtes und die vollständig vorhandenen Quittungen über die Pensionen seit 1619 klaren Einblick in das städtische Finanzwesen. Hohes Interesse bietet die Correspondenz der damaligen großen Handelsfirmen; sie enthält über 20,000 Briefe mit werthvollen Angaben über Einfuhr und Ausfuhr, die Preisliste der Waaren und eine Menge Tuch-, Spitzen- und Stoffmuster, die als Beilage zu den Bestellungen der Kaufleute dienten.

Gemüthliche Kriegführung.

Die Buren vor Mafeking scheinen den Mangel an Alkohol gerade so zu fühlen, wie ich, schreibt ein Berichterstatter der deutschen Südafrikanischen Zeitung in Johannesburg: Neulich sandte der Burenkommandant einen Parlamentär in die Stadt und bat um eine Flasche Cognac, da ihr Feldkornet erkrankt sei. Baden-Powell hatte Mitleid mit der armen Seele und sandte eine Kiste Whisky mit dem guten Rathe, sich desselben zu bedienen. Die Buren waren sehr erfreut und wollten sich gerne für die gute That der Engländer erkenntlich zeigen. Anfangs konnte man sich auf nichts besinnen, was dem Werthe einer Kiste Whisky gleichkäme, aber man entschied sich zuletzt, daß ein gefangener Engländer wohl ungefähr denselben Werth besäße. So wurde denn ein englischer Soldat aus der Gefangenschaft entlassen und mit bestem Dank nach Mafeking zurückgesandt. Baden-Powell soll sofort die nöthige Anzahl Kisten in London bestellt haben, um auch die übrigen Gefangenen zu befreien. Aber damit dürfte er wenig Glück haben, da ja nicht jeden Tag die Feldkornets krank werden.

Bündig.

„Schau' Dir die Dame dort an! Das ist die Wittwe, die unser Freund Müller heirathen will!“

„Ist wohl Geld da?“

„Wie Heu!“

„Und Verstand?“

„Auch so!“